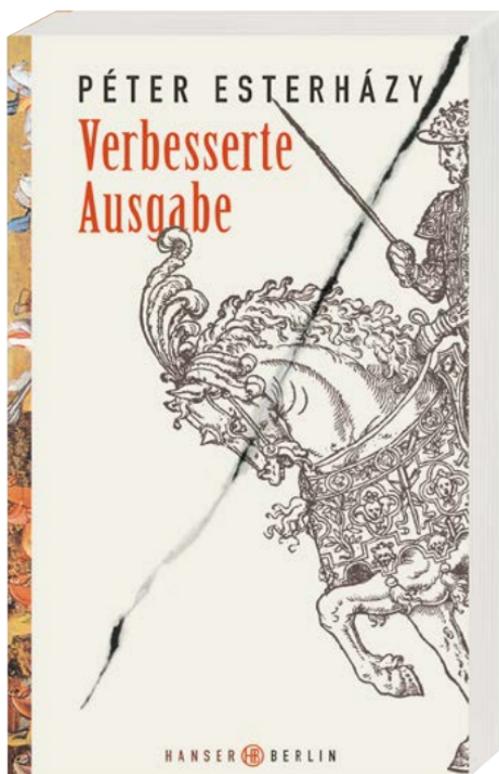


Leseprobe aus:

Péter Esterházy
Verbesserte Ausgabe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

 HANSER BERLIN



PÉTER ESTERHÁZY

VERBESSERTE
AUSGABE

Aus dem Ungarischen von
Hans Skirecki

Hanser Berlin

Die ungarische Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel *Javított kiadás – melléklet a Harmonia caelestishez*
bei Magvető, Budapest.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25905-8

© 2002, 2016 Péter Esterházy Erben

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,

nach einem Entwurf von Gitta Esterházy

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

VORWORT

»Wir machen weiter, solange wir Rohmaterial haben, wen immer, was immer es kosten werde« – diesen Satz, einen Satz aus Miklós Mészölys Roman »Rückblenden«, höre ich gerade in dem Augenblick im Radio (am 23. Januar 2001, nachmittags, kurz nach zwei Uhr, ich habe versäumt, mir die Minute zu notieren), in dem ich nach langem Hin und Her endlich mit diesem Text begonnen habe; als würde mich mein alter Kollege ermutigen und bestärken, ein bißchen enttäuscht darüber, daß ich sein Drängeln nötig habe, es nicht von allein kann.

Dabei käme mir gerade jetzt jede Hilfe recht. Und gerade jetzt bin ich so allein wie noch nie. (Von jetzt an werde ich mich darum bemühen, Selbstmitleid zu vermeiden, aber ich sehe schon, glaube zu sehen, daß es vergeblich sein wird.)

Ich hätte gern, daß man dieses Buch nur liest, wenn man »Harmonia Cælestis« gelesen hat. Aber natürlich macht der Leser, was er will, und Betteln will ich nicht. Obwohl ... Sie werden sehen, beim Schreiben, genauer: inmitten der Ereignisse wäre ich oft zu allem fähig gewesen; Betteln wäre das wenigste gewesen.

Ich würde es vorziehen, weiter in Rätseln zu sprechen, aber das geht nicht.

Auch das ist Arbeit.

Im Herbst 1999 bat ich K. um Hilfe, ich würde gern im Amt für Geschichte meine Akten einsehen, falls es welche geben sollte.

Ich möchte wissen, ob ich seinerzeit überwacht oder abgehört wurde; hier glaubt ja jeder, daß die halbe Geheimpolizei mit ihm beschäftigt war, ich glaubte es aber nicht, war mir sogar beinahe sicher, daß es nicht so gewesen ist, aber ich wollte es definitiv wissen, und außerdem hielt ich es für meine staatsbürgerliche, demokratische Pflicht – wenn auch nicht die Klärung der Vergangenheit, so doch die Aufmerksamkeit ihr gegenüber, die sich in der Einsicht in die eventuell vorhandenen Akten offenbart.

K. ist Fachmann, er kennt sich aus und weiß mit Sicherheit, wie man an diese Sache herangehen muß. Bezeichnend ist, daß ich sofort eine privilegierte Hintertür suchte und es mir gar nicht in den Sinn kam, daß es reicht, einfach ins Amt zu gehen, das ja gegründet wurde, damit die Leute einfach hingehen. Und in der Tat, K. erklärte mir, wenn ich nicht nur meine staatsbürgerlichen Rechte in Anspruch nehmen, sondern das »Thema« quasi erforschen wolle, könne ich an mehr Unterlagen herankommen.

Und was ich denn eigentlich wolle. Nun, wissen, ob es etwas über mich gibt. Und dann würde ich vielleicht auch gleich die Akten über die ganze Familie einsehen. Kann sein, daß mein Vater abgehört wurde. (K. hatte eine Zeitlang mit ihm in der »Budapester Rundschau« seligen Angedenkens zusammengearbeitet, ich hatte vorgehabt, ihn für den Roman »zum Reden« zu bringen, aber das Gespräch war dann nicht zustande gekommen. Ich hatte auch mit Tanten und Onkeln, mit den legendären kosmischen »Tantis«, gesprochen, manchmal mit einem Tonbandgerät, und obwohl sich diese Begegnungen als überaus interessant herausstellten, war bald klar – klar, weil ich klar sah –, daß es damit nicht getan wäre. Denn ich hatte mir etwas ersparen wollen, Arbeit nämlich, und gehofft, daß es etwas gibt, was nicht ich zu machen hätte. Aber alles habe ich zu machen. So bedauerte ich für den Roman nicht, daß das Gespräch mit K. nicht zustande gekommen war, später, dachte ich, wenn ich fertig bin, würde ich

immer noch gern dies oder jenes (über meinen Vater) erfahren, jetzt genügt es; es reicht.)

Ich habe noch den Zettel, auf dem ich mir damals Notizen machte, als ich mit K. telefonierte. Wie ein Kind schrieb ich mit, was zu tun war. Daß ich den Informationsdienst des Amts für Geschichte anschreiben und um ein offizielles Blankett – um ein was? – um ein Blankett für wissenschaftliche Forschung ersuchen solle. Ich habe es mir zweimal wiederholen lassen. Und das Gesuch würde dann vom 1956er-Institut befürwortet. Und was soll ich nun als Forschungsthema angeben? Meine Rolle in der ungarischen Literatur seit den 70er Jahren. (Erst hatte es »P. E. und seine Zeit« geheißen, aber das mochte ich nicht hinschreiben.) Und mir scheint, daß ich es dann auf »die Familie E.« hätte erweitern sollen, aber daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern. – Dieses Problem kehrt hier, wie bisher noch nie, ständig wieder: Ich muß mich jetzt der Wirklichkeit anpassen, bisher nur den Wörtern.

Mit alldem befaßte ich mich nur halbherzig, denn ich war dabei, »Harmonia Caelestis« abzuschließen und arbeitete Tag und Nacht wie im Rausch. Ich schloß die Arbeit auch mehrmals ab, das heißt, ich hielt sie mehrmals für abgeschlossen, beziehungsweise das, was noch zu tun war, für eine bloße Formalität. Dabei hätte ich natürlich wissen müssen, rein logisch und auch aus Erfahrung, daß es so etwas nicht gibt, es gibt keine bloße Formalität und keine »nur technische Frage«; solange etwas nicht *wirklich* fertig ist, kann alles noch Mögliche geschehen, steht alles auf Messers Schneide. Wenn etwas fast fertig ist, ist es nicht fertig.

Ich mußte die Arbeit für drei Tage unterbrechen, ein Coitus interruptus, eigentlich einem anderen Coitus zuliebe (in Anbetracht dessen, was nun folgt, ist das stilistisch mehr als bedenklich und schief, aber ich selber bin schief, ich lebe so, als ob es all

das gar nicht gäbe, worüber ich berichten werde) – in Wien nahm ich den Österreichischen Staatspreis entgegen. Drei gute Tage, elegantes Hotel, gute Restaurants, ungezwungene Spaziergänge, ein Festbankett im Bundeskanzleramt, leichter goldener Ruhm. Und als ich der Saxophon-Laudatio von Dés lauschte, war ich nicht einmal ungeduldig, es war eher wie ein großes, ruhiges Atemholen vor dem letzten Arbeitsgang. Ich wußte nicht, daß es in meinem Leben der letzte Augenblick gewesen sein sollte, in dem ich mich so freuen durfte, wie ich kann, wie nur ich es kann, denn das kann ich sehr, es liegt mir im Blut, ich habe das Talent, mich zu freuen, es ist ein Geschenk des Himmels (und der Herr sprach aus den Wolken: Freue dich, verfickt noch mall, und es geschah so zu seinem Ruhme), ich wußte nicht, daß damit in Kürze Schluß sein und sich ein solch großer Schatten in mir festsetzen würde ..., also eigentlich ein gar nicht so großer: so groß wie ich, und ich wußte nicht, daß mir in diesem Augenblick ein letztes Mal leicht ums Herz sein würde. So wie niemals wieder.

Am 16. Dezember 1999 schloß ich »Harmonia« zum ersten Mal ab, und es zeugt von der Ernsthaftigkeit meiner Absicht, daß ich unbescheiden in mein Notizbuch eintrug: 23 Uhr 7 Minuten, und dahinter: FERTIG. So, in Großbuchstaben. Der Anfang des ersten Teils war noch nicht in Ordnung, den hätte ich zwar schon im Sommer fertig machen wollen, aber dazu war ich nicht gekommen (die Zeit ging für die Eröffnungsrede zur Frankfurter Buchmesse drauf), ich maß dem keine Bedeutung bei, technischer Kleinkram, die Reihenfolge der ersten zehn Sätze mußte in Ordnung gebracht werden, ein angenehmer Arbeitstag.

Und ich begann den angenehmen Arbeitstag, und er endete in Entsetzen. Denn – ich vereinfache ein wenig – als die ersten zehn Sätze ihren Platz gefunden hatten – ja, da sollte der erste lauten: »Es ist elend schwer zu lügen, wenn man die Wahrheit

nicht kennt«, und an die zweite Stelle mußte ein neuer kommen –, und als ich nach dem 11. griff, wurde mir klar, daß der hier nicht stehen durfte, sondern an seiner Stelle (sagen wir) der bisherige 87. Satz. Und daß der 12. nicht der 12. ist, sondern der 301. Satz sein mußte. Das heißt, ich mußte das Ganze noch einmal neu durchdenken, wieder Listen erstellen, mir wieder alles neu merken, und weil das jedoch schwierig ist, mußte ich auch über die Listen Listen führen, aber vor allem mußte ich in voller Konzentration den ganzen ersten Teil neu durch- und überdenken, worauf ich nicht vorbereitet war.

Ich taumelte irgendwie durch die Feiertage, und es begann die vielleicht schwerste Arbeitswoche meines Lebens, ich zog mich nicht mehr ordentlich an, aß nur zufällig, rasierte mich nicht und fiel um Mitternacht so ins Bett, daß es im nächsten Augenblick schon sieben Uhr morgens war; ich tastete mich in mein Zimmer vor, niemand und nichts existierte mehr, nur der Text und die Zahlen, das heißt die Reihenfolge. Nachmittags legte ich mich für eine Viertelstunde hin, das tue ich gelegentlich auch sonst, aber jetzt schlief ich so fest wie ein Toter, in leichenhafter Starre (wie mein Vater, siehe »Harmonia Cælestis«, Seite 887).

Ich war an die Grenze meiner geistigen, physischen und moralischen Leistungsfähigkeit gelangt. Es ist ein gutes Gefühl, an seine Grenze zu gelangen. Man fühlt sich nur ein wenig ausgeliefert. Wenn mich jetzt einer bloß ansieht, dachte ich, heule ich sofort los. Oder ich haue ihm eine runter. Es muß in dieser Zeit interessant gewesen sein, mit mir zusammenzuleben.

Aber nur Miklós (13) beehrte auf, oder ich bemerkte es eben nur bei ihm. Ein Vater, der ist nicht so, ein ordentlicher Vater. Also, wie ist er?, fragte ich, apathisch in der Küche sitzend. Ein ordentlicher Vater beschäftigt sich mit seinem Kind, ein ordentlicher Vater spielt Tischtennis mit seinem Kind!, mit seinem Sohn!, ein ordentlicher Vater unternimmt Ausflüge in die Berge

denen sich allenfalls der Pförtner einen Bart wachsen ließ, in den verschlossenen Räumen lebten die Porträts jener, die einander geliebt hatten, nach Laune ihr trautes Leben, oder die Verfeindeten drehten einander den Rücken zu: – die Dienerschaft trank unten in der Gaststätte Ivkoff in der Josephsstraße, wohin seit Menschengedenken die müßigen Herrschaftsdienere gehen. Der Name, hier folgt der Name meines Vaters, ist eine Legende, am Ende des 19. Jahrhunderts, als die ungarischen Herrenhäuser in Wahrheit schon einzustürzen begannen, waren in jenen Stunden, in denen der Ungar träumerisch seinen Pfeifenrauchringen hinterherblickte, mehr oder weniger nur zwei Namen zu vernehmen. Der eine Name: der meines Vaters. Der andere Name: Rothschild. Es gab natürlich noch andere Namen in Ungarn, die jedes Kind kannte: solche Namen waren zum Beispiel: Franz Josef, oder der alte Tisza – während die Angehörigen des weiblichen Geschlechts manchmal auch den Namen Mihály Timárs, des Schiffers mit dem langen Bart, Jókais Patenkind, vor sich hin seufzten, wenn sonst nicht, dann in ihren Träumen –, aber die ernsthafte, besonnene, gediegene Einwohnerschaft des Landes hing, wenn sie sich schon Tagträumen hingab, nur noch am Namen meines Vaters, oder ebenjenes Rothschilds. Wie oft träumte der Wanderer im Schatten einer altehrwürdigen mythischen Trauerweide, daß die Landstraße, die sich lang vor ihm hinstreckte, auf Befehl meines Vaters einst mit Salz schneeweiß bestreut worden war, damit Maria Theresia auch im Hochsommer noch mit einem von Elenhirschen gezogenen Moskauer Schlitten von Wien nach Eisenstadt gebracht werden konnte. Wie oft sah sich der der Phantasterei ohnehin zugeneigte transdanubische Reisende mit aufgerissenen Augen um, wenn der Fuhrmann mit einem Schwung seines Peitschenstiels auf glanzerfüllte Märchenschlösser zeigte; auf von der Sonne gestreichelte, wegschlummernde riesige Parks; auf bis zum Himmelskreis silbrig dahinwogende Seen, aus denen

manchmal der Goldfisch seinen Kopf herauswarf; auf Tiergärten, aus denen die Rehlein so zahm hervorlugten wie aus den Bilderbüchern der Kinder... und der Fuhrmann murmelte unter seinem rötlichen Bart: Auch das gehört dem, hier folgte der Name meines Vaters. Und die Schmiede, in der wir die Pferde beschlagen lassen werden, auch die gehört dem, hier folgte der Name meines Vaters. Zusammengefaßt: Wer vermöchte all jene süßen Echos aufzuzählen, die in den alten Ungarn erklangen, wenn der Name meines Vaters fiel, wer, zusammengefaßt ●

Mein Vater gab nur langsam klein bei, er vertraute seinem 8.
Sohn nicht wirklich. Und der schlug und schlug nur auf
ihn ein ●

Unserer Familie ist nach dem Abendstern (auf ungarisch: *est- 9.*
hajnal) benannt. Im Anfang hatten wir keine Namen, in
den ersten Jahrhunderten des Jahrtausends wurden die Amtsträ-
ger, die in den Urkunden und deren Klauseln erwähnt sind, nur
mit dem Vornamen und, seltener, mit dem Namen ihrer Sippe ge-
nannt, und wenn es keinen Namen gibt, gibt es auch keine Fami-
lie. (Eine Familie ist die Summe von Personen, die aufgrund von
Abstammung miteinander verbunden, von demselben Blute,
durch dieselbe historische Vergangenheit vereint sind und des-
wegen zusammengehören. Der Respekt vor den Alvorderen und
die Pflege der Erinnerung an sie ist die Grundlage der Familien-
wie der Heimatliebe. Deswegen zerhackt jede Familie, die ihre
Vergangenheit vernachlässigt und das Gedenken an die Ahnen
nicht in Ehren hält, die Wurzeln des Lebensbaumes der Nation
undsoweiter.) Denn wodurch wird eine Familie zu einer Familie?
(»Wer eine Cousine ist, bestimme ich.«) Kurz: dadurch, daß sie es
aussprechen kann, sich auszusprechen traut: wir. Und sie will es
auch. Es kommt ihr leicht über die Lippen. Und dann braucht

man auch einen Namen. Denn wer keinen Namen hat, der japst nur stumm vor sich hin wie ein Fisch. Wir ... Pause. Japse nur, mein Junge, japse, die Luft ist dein Lebelement. Man braucht einen Namen. Wir, die Baradlays. In der Umgebung, in den Tümpeln der Großen Schüttinsel, der Csallóköz, denn dort war unser Donaueschingen, nannte man sie (uns): die Ritter Blaubart. ›*Blaubart*‹*, das ist kein guter Name, denn es hatten auch andere Leute blaue Bärte, während so mancher Ritter Blaubart überhaupt keinen hatte, denn entweder hatte er keinen Bart, oder er war nicht blau. Mit einem Wort, weder Ritter noch Blaubärte. So läßt sich keine hoffnungsträchtige Familie etablieren. Die Blaubärtigkeit selbst hat sich auch als zu konkret und nebulös eindeutig gezeigt, als wäre die gesamte Mischpoke eine Art Poussierstengel gewesen, wenngleich das naturgemäß auf einer Der-eine-so-der-andere-so-Basis ablief, wenn überhaupt; allerdings müssen wir mangels entsprechender Urkunden auch das als von Dunkelheit umhüllt betrachten. Der Name scharwenzelte schon eine ganze Weile um uns herum, kam vom Himmel, kam aus der Erde und kam aus uns selbst, aus unserem Bart. Welcher Stern sonst hätte der Stern der Blaubärte sein können als die Venus, der fünfte Planet, der Stern der Liebe, Advokatin weltlicher Lustbarkeit, des Singens, allerlei Geigen-, Trompeten- und Flötenspiels, teuren Geschmeides und Zierats. Im übrigen ist ihre Farbe das Grün, ihr Geruch der Salbeiduft, sie ist der Sonne am nächsten, in einem Jahr steht sie vor ihr, dann nennt man sie Luzifer, also morgendlicher Stern, im nächsten Jahr folgt sie ihr, dann nennt man sie Hesperus, abendlicher Stern; *esthajnal* ist der Name für beide. Wenn ein Mann in der Stunde des Abendsterns krank wird, ist es sicher wegen einer Weibsperson. Der Knabe oder das Mädchen,

* Im Text in einfache Anführungen gesetzte kursivierte Passagen im Original deutsch.

das in seiner Stunde geboren wird, wird unfruchtbar, bewahre, daß es buhlerisch werde. Der Mensch des Abendsterns ist ein sehr weicher Mensch, zweifelt in der Hauptsache, zweifelt dort, wo er nicht sollte, sägt an dem Ast, auf dem er sitzt. Er sägt und pflanzt, er sägt und pflanzt. Mein Vater: wer im Abendstern steht, dem schwindelt erschrocken, denn er steht im Leeren, weder hier noch dort, es ist kein Tag und es ist keine Nacht, der Himmel ist leer, nur ein einziger Stern ist zu sehen, nichts als dieser zitternde Schimmer, dieses vibrierende Nichts, das aber plötzlich mehr und reicher als alles ist, kernig und leicht wie Lachscreme, farbig und streng, es bewegt sich und ist konstant, die Stunde der Melancholie; wer in der blauen Stunde steht, mag frohlockend schwelgen, denn er steht im Jetzt, in der Ewigkeit – ach, der Faustsche Augenblick, so genant das auch ist! –, kein schlüpfriger Tang der Vergangenheit zieht an ihm, keine unbedachte Zukunft bedrückt ihn, es gibt kein Wo und kein Wohin, es gibt das Jetzt, die goldene Gegenwart, den silbernen Augenblick, das eiserne Sein, und dann gibt es nichts anderes mehr als dieses Eisen, den Rost, die Schönheit des Rosts und seine Derbheit, dieses wahrhaftige, dieses schwere *Gemorsch*, Materie in der Immaterialität: mein Vater ●

Der 1700 erschienene große Foliant, das »Trophaeum Nobilissimae ac Antiquissimae Domus Estorasiae«, dieses »geschmacklos hergestellte« Lügenwerk, dieses »Attentat gegen den gesunden Menschenverstand« enthält die Genealogie meines Vaters und zeigt 171 imaginäre und tatsächliche Ahnen in Ganzkörper-Kupferstichen. Ein Teil der Bilder wurde vom Hofmaler des Fürsten, einem gewissen Petrus, hergestellt. Der Marien- und Familienkult meines Vaters entspringt derselben Quelle, schön symbolisiert durch den Stich auf dem Titelblatt, eine Allegorie, in der Heldenmut (Fortitudo), verkörpert durch die Figur

des Herkules, und Edelmut (Generositas), dargestellt in der Figur des Mars, jene Halle bewachen, in der ein Engel die, hier folgt der Name meines Vaters, -Krone auf einem Kissen der Recht-schaffenheit (Honor) darbringt, und wo Honor fast eindeutig in der Gestalt der Heiligen Jungfrau erscheint, mit der Krone Ungarns auf dem Kopf. Nach Zeugnis des »Trophaeum« leitet mein Vater unsere Herkunft nicht nur von Adam, Noah usw. und näher von Attila ab, sondern, noch näher, von Csaba, dem Prinzen Csaba, den er gleichzeitig auch für den Urvater des Árpáden-Hauses hält. So war der Stammesvater Eurs, der laut dieser Fik-tion am längsten von allen landnehmenden Stammesfürsten ge-lebt hatte, zu seiner Zeit eigentlich ein souveräner Herrscher, und noch dazu der Cousin der heiligen Könige. Von ihm stammt unser Urvater ab, Estoras, dessen Mutter, die dakische Prinzessin Ida, *»noch dazu«* die Enkelin Decebals war – wie wir wissen, war die Wiederangliederung Siebenbürgens an Ungarn eine der be-vorzugten, aber niemals in Erfüllung gegangenen Ideen meines Vaters. Estoras steht in nichts hinter dem heiligen István zurück, auch er wurde vom heiligen Adalbert getauft, selbstverständlich auf den Namen Paulus. Und so folgen die Ahnen einer auf den an-deren, sie kommen daher in endloser Reihe, bis hin zu Benedek, der im fünfzehnten Jahrhundert tatsächlich gelebt hat. In einem Extrakapitel führt der Band jene vom ersten bis zum letzten Buchstaben erlogenen königlichen Bullen an, ausgestellt vom heiligen László, Endre von Jerusalem, Lajos dem Großen, Sieg-mund, Mátyás Corvinus usw., die diesen – im übrigen nicht exi-stenten – Ahnen verschiedene Privilegien zugesprochen haben sollen. Der heilige László selbst, so bezeugt es diese virtuelle Urkunde, habe sich außerordentlich gefreut, daß sein lieber Ver-wandter aus einer Familie stammt, die es schon zu Zeiten Jesu Christi zu etwas gebracht hat. Mein Vater deutete im übrigen die Möglichkeit an, daß diese Behauptungen fiktiv sind. Zwar nur auf

persisch, aber immerhin. Dabei verpaßt er unserem Namen eine neue Etymologie. Wonach der Drache auf persisch *Ezder* genannt wird, also heißt die Familie eigentlich Drachenhauser, und der Drache ist nichts anderes als der in unserem Wappen befindliche Greif, welcher mit gezücktem Schwert die Heimat verteidigt. Aber damit noch nicht genug: Nach all dem sinniert mein Vater auch noch lange darüber, daß nicht jede Familie über so eine urkundlich belegbare Herkunft verfügt, in Ungarn laufen auch Familien herum, die, so mein Vater (!), nur zwei- bis dreitausend Jahre alt sind, denn infolge der vielen Schicksalsschläge, die das Vaterland heimgesucht haben, sind die Archive zu Asche verbrannt, aber was soll's, schließlich ist Adel sowieso nur etwas wert, wenn er mit Tugend gepaart ist, ha-ha, wohingegen die Herkunft für sich allein nur wie ein gekalkter Sarg ist: inwendig gepackt mit Abscheulichkeit. ●



11. Ich hatte einen entfernten, geheimnisvollen Meinvater – nennen wir meinen Vater so –, um dessen Wiege die letzten Mondlichter des alten Jahrhunderts und das erste Morgenrot des neuen spielten; *esthajnal*, Abendschimmer, Morgenrot, da kommt unser Name her ●
12. Mein Vater hatte ein echtes *Táltos*-Pferd wie aus dem Märchen, und so hieß es auch, Táltos. Es war schwarz wie Kohle, nur am linken Hinterbein trug es ein weißes Mal. Es lebte von Zucker und Weizen, was anderes aß es gar nicht. Aber es war ein echter *Táltos*: Es verstand die Worte meines Vaters und gab ihm sogar Ratschläge! Es riet meinem Vater, es rückwärts behufen zu lassen, dann wüßte der Feind niemals Fährte aufzunehmen: man würde sie anhand der Stellung der Hufabdrücke in die genau entgegengesetzte Richtung verfolgen. (Als dann alle Pferde rückwärts beschlagen wurden, gab mein Vater mit herkömmlichem Hufstand Fersengeld und Anlaß zur Überraschung.) Wenn Gefahr im Verzug war, wieherte und scharrte Táltos, und wenn sich mein Vater auf seinen Rücken setzte, flog er dahin, daß seine Hufe den Boden gar nicht mehr berührten, er flog mit meinem Vater bis in die Wolken hinauf. Wenn der Feind herannahte, schlug er mit seinem Fuß, wie viele Garnisonen es sind. Einmal verlor mein Vater die Schlacht und wurde verfolgt. Da brachte ihn das *Táltos*-Pferd in ein Versteck, legte sich selbst zwischen die toten Pferde und versteckte seinen Kopf, seinen lebendigen Kopf unter dem Hals des neben ihm liegenden Pferds. Der Feind zog trefflich vorüber. Das passierte in zwei Fällen: einmal im August 1652 und das zweite Mal im Frühjahr 1969 ●